

sonst geschieht, als dem Dienst an der Gemeinde verpflichtet.

In Fragen der Liturgie bemüht man sich besonders um eine angemessene religiöse Sprache, um neue Ausdrucksformen des Glaubens, betont den Feier-Charakter von Gottesdienst. Das Anliegen, den Glauben wesentlich auch politisch-praktisch werden zu lassen, erhält seinen Ausdruck im Mitun in der Friedens-, Ökologie- und Dritte-Welt-Bewegung. Außerdem setzt man sich für eine veränderte Stellung der Frau in der Kirche ein und weiß sich darin mit einigen feministisch-theologischen Entwürfen einig. Die konfessionellen Grenzen werden kaum mehr als die wesentlichen Unterschiedsmarkierungen innerhalb des Christentums erfahren.

### Priestertum – eines von mehreren Charismen

Ein wesentliches Merkmal dieses Treffens dürfte in dem fraglosen Miteinanderumgehen von Amtsträgern und Laien bestanden haben, das sich auch bei den Gottesdiensten nicht auflöste, wie man dies sonst oft erlebt. In deutlichem Kontrast zu dem, was sonst von offiziell kirchlichen Stellen zum Verhältnis von Priestern und Laien vertreten wird, war das Basler Treffen auch ein praktiziertes Bekenntnis zu einem Abbau der priesterlichen Sonderstellung in der Kirche: Das Priestertum wurde eher als ein Charisma unter mehreren verstanden (vgl. Xaver Pfister in: *kageb erwachsenbildung* Heft 1/85 S. 18f.), nicht länger überfrachtet, überfordert durch eine vermeintliche Sonderkompetenz und nicht länger isoliert auf das, was man sich im Gegensatz zum Welt-dienst Heildienst zu nennen ange-wöhnt hat.

Andererseits spielte das Priestertum und seine oftmals mangelnde Zeichenhaftigkeit in den Gesprächen eine wichtige Rolle: Die Einbindung des priesterlichen Amtes in das sakramental-spirituelle Versorgungssystem Kirche, deren Dienstleistungen durch die Kirchensteuer finanziert werden, wurde als für die eigentlichen Aufgaben hinderlich bezeichnet. Oder wie es ein

Schweizer Priester ausdrückte: Wie kann der Priester sein prophetisches Amt ausüben, wenn er dafür von den Gläubigen großzügig bezahlt wird? Könnte es nicht die *Macht des Geldes* sein, die ihn bremst, wo es darum gehen müßte, in Distanz zum kirchlichen Milieu Position zu beziehen und nicht nur als Anbieter liturgisch-ritueller Dienstleistungen dazustehen?

Vieles von dem, was auch in Basel wieder unter dem Stichwort Basiskirche diskutiert wurde, ist keineswegs neu. Seit Jahren denkt man darüber nach, und wenn überhaupt Einstellungsänderungen festzustellen sind, dann wohl nur überaus langsam. Auch ist nicht erkennbar, als weite sich dieser Teil kirchlichen Lebens sonderlich aus. Dennoch besteht für diejenigen, die immer schon der Ansicht waren, daß dies die falschen Ansätze sind, kein Grund zur Schadenfreude. In der an innovatorischen Impulsen momentan ohnehin nicht sehr reichen Kirche

müßte man vielmehr froh sein, daß solche Gemeinden und Gruppen überhaupt bestehen. An u.U. heilsamer Unruhe besteht kein Überfluß. Andererseits würde manchem Sympathisanten basiskirchlicher Experimente auch ein wenig Realismus in Sachen Kirche nicht schaden: Während Teile der volkskirchlichen Gemeinde Gefahr laufen mögen, in pastoraler Alltags-routine die Suche nach dem Wesentlichen aufzugeben, ist manche basiskirchliche Gruppe von elitären Einstellungen nicht frei: Das Volk, mit dem zusammen man Gemeinde und Kirche bilden will, kann man sich nicht aussuchen. Und die Entscheidung darüber, wer nun wirklich sehend und wer blind ist, wird erst am Ende der Tage fallen ... Wie dies in Basel einige Male zu Recht betont wurde, müssen sich Basis- und Volkskirche keineswegs ausschließen. „Im Hause des Herrn sind viele Wohnungen“ – warum nicht auch in seiner Kirche? K. N.

## Filmstreit: Jean-Luc Godards „Maria und Joseph“

Als *Jean-Luc Godards* Film „Je vous salue, Marie“ (Gegrüßet seist du, Maria) Anfang des Jahres in Frankreich erste Auseinandersetzungen auslöste, kirchennahe Gruppen ein Verbot in Versailles zu erwirken suchten, was jedoch mißlang, Bischöfe Erklärungen abgaben, ohne sich aber für ein Verbot stark zu machen, Traditionalistengruppen Kinoproduktionen sprengten, was von kirchlicher Seite abgelehnt wurde, kam es einem noch etwas unwirklich vor: Sollte hier wieder eine von den Schlachten geschlagen werden, die den Katholiken bereits in der Vergangenheit den zweifelhaften Ruf einbrachten, sie kämpften mit dem Rücken zur Wand gegen vieles, was moderne Kultur ausmacht? Man konnte sich noch mit dem Hinweis beruhigen, daß es anderswo vielleicht nicht so schlimm kommen würde, immerhin sind die traditionalistischen Gruppen in Frankreich besonders stark vertreten.

Außerhalb Frankreichs kam es jedoch mindestens ebenso schlimm: Der Ständige Rat der Deutschen Bischofskonferenz gab eine mißbilligende Erklärung ab. Die Vatikanische Ordenskongregation forderte zur Teilnahme am Rosenkranzgebet mit Papst Johannes Paul II. auf, das – wie jeden ersten Samstag im Monat – von Radio Vatikan ausgestrahlt wurde. Den Godard-Film erwähnte der Papst zwar mit keinem Wort, eine Woche zuvor hatte aber Kardinal-Staatssekretär *Agostino Casaroli* auf Geheiß des Papstes in einem Telegramm an den Generalvikar der Diözese Rom, Kardinal *Ugo Poletti*, darauf hingewiesen, daß der Film „tief die religiösen Gefühle der Gläubigen sowie die Achtung vor dem Heiligen und der Person der Jungfrau Maria“ verletze. Der Papst teile „die Mißbilligung des Films durch die Gläubigen Roms“. Zu den Kritikern des Films gesellte sich – wenn auch mit anderen Argumenten – der Mailänder

Kardinal *Carlo Martini*: Er bemängelte das rigoristische Gottesverständnis, das aus dem Film spreche. Der Film zeige keinen Sinn für die Zartheit Gottes (Il Sabato, 4. 5. 85).

Der „Fall Godard“, wie man ihn in Italien bereits nennt, hat zwei Ebenen, die zu unterscheiden sind, eine innerkirchliche, in bezug auf das Zustandekommen der kirchlichen Stellungnahmen und eine im engeren Sinn die Beurteilung des Films betreffende. Zunächst zur letzteren:

### Das Wagnis einer Spiritualisierung der Liebe

Godards „Maria und Joseph“ – so der deutschsprachige Titel – ist eine Meditation über das Leben, eine Parabel über das Geheimnis der Liebe oder wie es in Frankreich dazu hieß: nach „Prénom Carmen“, in dem es um das Ewig-Weibliche ging, nun eine Darstellung des Ewigen im Weiblichen. Die Handlung: Maria, der Tochter eines Tankstellenbesitzers, wird von einem etwas grobschlüchtig auftretenden Mann namens Gabriel eröffnet, daß sie ein Kind bekomme. Maria akzeptiert, während Joseph, ihr Bekannter, befürchtet, daß sie ihn mit einem anderen Mann betrogen haben könnte. Erst nach und nach kann er zu seiner Rolle stehen. Das Kind wird geboren.

Der Film endet mit einigen Szenen aus dem Leben der neuen Familie: Der Junge gibt Spielgefährten neue Namen: Petrus und Jakobus. Der Aufforderung seiner Eltern, in das elterliche Auto zu steigen, kommt er nicht nach, und zwar mit der Begründung, er müsse sich um die Geschäfte seines Vaters kümmern. Über die Straße ruft Gabriel Maria zu: „Gegrüßet seist du, Maria.“ Kollageartig in diese Handlung verwoben wurde eine kürzere Parallelhandlung: Ein Dozent diskutiert mit Studenten Fragen der Entstehung des Lebens. Von einer Studentin wird er in eine intime Beziehung verwickelt, wobei sie ihm eine Szene macht, als er wieder zurückkehrt zu seiner Familie nach Prag.

Die Botschaft des Films ist vor allem in einer Einstellungsänderung von Joseph zu erkennen; in einer kurzen Se-

quenz verdichtet sie sich in wenigen Handbewegungen: Während Maria ihrem inzwischen Verlobten fast nackt gegenübersteht, bewegt sich Josephs Hand auf ihren Körper zu, zunächst forsch-besitzergreifend, dann zurückhaltender, schließlich in respektvoller Nähe verharrend und sich zurückziehend. Die Hand zurückziehen – das ist Liebe für Godard.

Der Film liefert das Portrait einer Liebe, die nicht in gegenseitiges Benutzen einmündet (wie in der Sündenfallgeschichte des Paares Dozent/Studentin), die das Staunen nicht verlernt hat. Es geht um „das Pathos einer Liebe, die sich nicht erschöpft im ‚wechselseitigen Gebrauch der Geschlechtsorgane‘ (...), die den romantisch-poetischen, den *metaphysischen* Grundton der christlich geprägten Liebessymbolik und -metaphorik europäischer Kultur wieder aufgreift und akzentuiert und das Wagnis einer Spiritualisierung der Körperlichkeit eingeht“ (*Wolfram Schütte*, in: Frankfurter Rundschau 13. 4. 85).

Zur Darstellung des Geheimnisses einer solchen Liebe greift Godard auf eine kaum mehr überbietbare Paradoxie zurück: auf die Vorstellung, daß eine Jungfrau ein Kind zur Welt bringt. Über die rein biologische Möglichkeit einer solchen Jungfrauengeburt nachzudenken würde völlig vom Thema ablenken: Nur ein bis ins Äußerste getriebener, die menschlich-männliche Vorstellungswelt bei weitem übersteigender Topos wie die Jungfrauengeburt ist für Godard in der Lage, das Wunder der Leben hervorbringenden Liebe zu verdeutlichen. Der Arzt, nachdem er sich von der Jungfräulichkeit Marias überzeugt hat: „Ich habe mich schon immer gefragt, was wir eigentlich über die Frau wissen. Und ich habe herausgefunden, daß wir nicht mehr wissen können als das, was ein Mann schon gewußt hat: Da liegt ein Geheimnis ...“

### Kein Jesus-Maria-Josef-Film

Ist dieser Film blasphemisch in seinem Rückgriff auf die christliche Vorstellung von der Jungfrauengeburt? Ist er eine „Parodie des Transzendenten“

(*Osservatore Romano* 24. 4. 85)? Ist er gar pornographisch?

Auch wenn Beurteilungen solcher Art letztlich kaum objektivierbar sind, blasphemisch wird diesen Film nur jemand nennen können, der dazu neigt, überall dort, wo Elemente christlichen Glaubensguts in ungewohnter und vielleicht gewagter Weise verarbeitet werden, Herbwürdigung des Heiligen und Mangel an Pietät zu sehen. Man kann es nicht genug wiederholen: Der Film will keine Darstellung der Jungfrauengeburt liefern. Folglich laufen auch Meinungen, so dürfe man „Maria“ nicht darstellen, so dürfe ein „Gabriel“ nicht daherreden, schlicht ins Leere. Der Film stellt nicht „die“ Maria dar, „den“ Joseph, „den“ Gabriel, sondern Alltagsmenschen, die Maria, Joseph, Gabriel heißen ... Und wenn Godard dem Jungen Jesusworte in den Mund legt, dann ist dies nur eine nicht allzu ernst gemeinte Zugabe für alle diejenigen, die vor lauter biblischen Namen und Anspielungen nicht wahrhaben wollen, daß es sich dennoch nicht um einen Jesus-Maria-Josef-Film handelt.

Bei einer Bewertung aus kirchlich-religiöser Sicht darf im übrigen nicht vergessen werden: Eine bestimmte, kirchlich geprägte Auslegung biblischer Erzählungen wie die von der Verkündigung an Maria, der Geburt Jesu oder der Kindheitsgeschichten besitzt nicht einfach einen Monopolanspruch. Für die moderne Kultur stellen die biblischen Schriften Literatur dar – religiöse Empfindungen hin oder her. Ein Künstler wie Godard hat zunächst einmal ein Recht, auf die Bibel zurückzugreifen, wie ein *Botho Strauß* in „Der Park“ auf den Sommernachtstraum von Shakespeare zurückgreift oder eine *Christa Wolf* in „Kassandra“ auf den gleichnamigen Mythos. Ihn nun aber mit der dogmatischen Elle beurteilen zu wollen, geht mit falschen Maßstäben an den ungeeigneten Gegenstand.

Einer der am häufigsten zu hörenden Vorwürfe gegen den Film betrifft die Freizügigkeit bei der Darstellung der Maria. Pornographie wird nur jemand dem Film vorwerfen können, für den

Nacktheit, als solche auf die Leinwand gebracht, bereits verwerflich ist. Ohne Übertreibung wird man den Film in dieser Hinsicht trotz und gerade wegen dieser Szenen als keusch bezeichnen dürfen. Der Versuch der Spiritualisierung der Liebe, wie ihn Godard unternimmt, wäre kaum glaubwürdig, würde er sich nicht auch dieser Körperlichkeit aussetzen. Godards Anliegen dürfte im übrigen gar nicht so weit vom legitimen Teil des Anliegens seiner Kritiker entfernt sein, nämlich der Gefahr entgegenzutreten, daß auch Sexualität und Liebe konsumistisch pervertiert werden.

### Maria und die Körperlichkeit

Im Gegensatz zu manchem kirchlichen Kritiker wird man sagen können, daß Godards „Maria und Joseph“ nicht nur nicht die Jungfrauengeburt verunglimpft, Gläubige beleidigt, sondern, auch wenn dies zweifellos nicht das eigentliche Ziel des Filmes darstellt, in der Lage ist, einen neuen Zugang zu dieser heute durchaus nicht frag- und problemlos geglaubten Wahrheit zu schaffen. Die Bibel und Godard verbindet im Grunde ein nicht unähnliches Interesse an der Erzählung von der Jungfrauengeburt: Beide sind nicht an ihr im Sinne eines spektakulären Wunders, eines die Naturgesetze sprengenden direkten Eingriffs Gottes in Weltabläufe interessiert: Für die Bibel ist sie ein Mittel zur Grundlegung des Menschwerdungsgedankens und des Christus-Glaubens, für Godard ein Weg, um Aussagen über das Geheimnis der Frau, der Liebe, des Lebens zu transportieren.

Den Film lediglich gegen seine Kritiker in Schutz nehmen würde allerdings zu kurz greifen. Hat man bei den Reaktionen aus dem kirchlichen Milieu den Eindruck, hier wirke sich ein nur halbherzig geglaubter Inkarnationsgedanke aus (Warum diese Abwehr gegen alles Körperliche an Maria, gegen Maria, Joseph, das Kind, Gabriel als Alltagsmenschen? Ist die traditionelle, vielfach süßlich-romantisierende Darstellung der sogenannten Heiligen Familie nicht letztlich

eine Flucht vor einer wirklichen Menschwerdung?), so läßt der Film eher die vage Befürchtung zurück, auch hier werde der Körper nicht eigentlich in den ganzen Menschen integriert. Marias Ringen um die eigene Körperlichkeit hat etwas Obsessionelles. Sie sehnt sich nach einem Körper, der vom Geist dominiert wird, ihre Seele beschreibt sie als eine Gefangene des Körpers und erweckt den Eindruck, das „wahre Lächeln der Seele“ sei unvereinbar mit Sexualität.

Was ruft eigentlich bei Maria den „Ekel“ hervor: das „Fleisch für sich allein“ (ohne Seele) oder das Fleisch überhaupt? Im einen Fall wäre es der Versuch, der Halbierung des Menschen aus dem Weg zu gehen, im anderen ein Rückfall in eine gerade kirchlicherseits altbekannte Halbierung. Ist das Zurückweichen der Hand das letzte Wort? Muß Berührung immer gewalttätig, bedrohlich sein? Müßten Körper und Geist nicht ganzheitlich verbunden werden? Oder wie es der französische Jesuit *Jean Mambrino* ausdrückte: „Was ist das für eine Vorstellung, die von vorneherein das Heilige in der körperlichen Vereinigung ausspart?“ (*La Croix*, 2. 2. 85) Vielleicht ist dies aber auch nur die andere Medallenseite dessen, was Kardinal Martini am Gottesbild des Genfers Godard auszusetzen hat: Je gefallener die menschliche Natur, desto unvermittelter der Einbruch Gottes. Calvin läßt grüßen!

Auf der kirchenpolitischen Ebene geben die Auseinandersetzungen um diesen Film in anderer Hinsicht zu denken. Es ist keineswegs so, als sei die ablehnende Haltung im katholischen Raum einhellig: Schon die französische katholische Tageszeitung *La Croix* zeigte in einem Dossier zu „Je vous salue, Marie“ (24. 1. 85) viel Sympathie für den Film – wenn auch nicht unkritisch, ebenso die Monatszeitschrift der französischen Jesuiten „*Etudes*“ (Januar 1985, S. 65 ff.), der italienische Filmexperte Egidio Guidobaldi, auch ein Jesuit, nicht zuletzt die Internationale Filmorganisation OCIC in einer Erklärung zu den 35. Internationalen Filmfestspielen in Berlin im Februar. In der Bundesrepu-

blik meldete sich zunächst die Zentralstelle Medien der Bischofskonferenz alles andere als warnend zu Wort: Die Verarbeitung des biblischen Stoffes sei zwar nicht leicht zugänglich und die Darstellung könne bei manchem Betroffenen auslösen, man wünschte sich aber, daß dieser Film zur Auseinandersetzung anrege. (Daß auf protestantischer Seite der Film durch die Internationale Evangelische Filmjury mit dem Otto-Dibelius-Filmpreis ausgezeichnet wurde, verwunderte da schon kaum mehr.)

### Symptom eines Rückfalls

Von all dem spürte man aber in der Stellungnahme des Ständigen Rates der Deutschen Bischofskonferenz nichts mehr, erst recht nicht in den vaticanischen Äußerungen. Offenbar unter dem Druck traditionalistischer Kreise in der Kirche machten sich so höhere kirchliche Stellen für einen Protest stark, für den sich bereits die Fachleute in den eigenen Reihen nur schämen konnten. Daß Nicht-Kirchgänger in dem Film unter Umständen zu einem unerwarteten Wiedersehen mit Gedankengängen kommen, die denen der Kirchen gar nicht so fern sind, daß sogar mancher Katholik einen für ihn überraschend neuen und inspirierenden Blick auf die Jungfrauengeburt erhält, daß hier einer der ganz Großen unter den oft so geschmähten Filmemachern die Heiligkeit des (menschlichen) Lebens und der (menschlichen) Liebe besingt, vielleicht authentischer oder zumindest wirkungsvoller als manche Aktion kirchlicher Kreise, all das ist wie weggeschwicht angesichts der Einwände eines katholischen Milieus, dessen Verhältnis zum Kino sich bislang zumeist dadurch auszeichnete, daß es nicht bestand.

*Ambros Eichenberger*, Leiter des katholischen Filmbüros der Schweiz und Präsident der OCIC: „Der ‚Fall Godard‘ nimmt sich letztlich eher wie das Symptom eines Rückfalls ‚der Kirche‘ in Methoden aus, von denen viele vor noch nicht langer Zeit glaubten und hofften, daß sie der Vergangenheit angehören“ (*Neue Zürcher Zeitung*, 9. 5. 85).

K. N.